

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 53 (1949-1950)  
**Heft:** 24

**Artikel:** Jürg Jenatsch  
**Autor:** Jegerlehner, Johannes  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672174>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

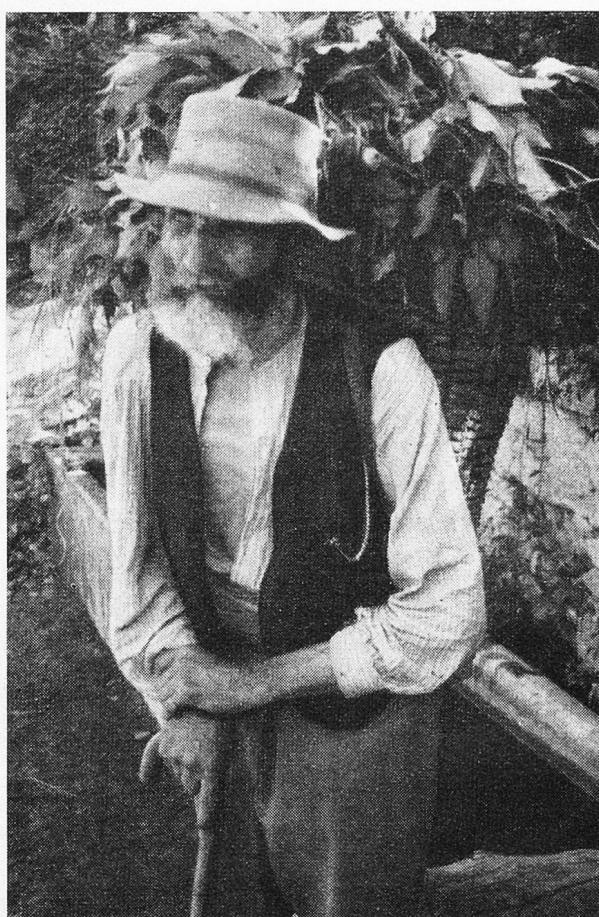
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Mühsam trägt sie die schwere Bürde den steilen Berg hinan



Ein typischer Bauer bei der Heimkehr mit seinem Grünfutter

## Jürg Jenatsch

Ein gütiges Geschick bewahrte die Schweiz vor den verheerenden Wirren des dreißigjährigen Krieges. Nur dem Land der drei Bünde war es beschieden, alle Leiden des schrecklichen Krieges bis auf die Hefe zu kosten. In Mailand gebot damals Spanien, in Tirol und Vorarlberg Österreich. Bünden lag also gleichsam mitten zwischen den beiden habsburgischen Mächten. Durch das bündnerische Weltlin und durch das Engadin führten die kürzesten Straßen, welche die beiden Länder verbanden.

Nun hatte die Reformation auch das Bündnervolk in zwei Lager gespalten. Die Katholischen hielten zu Österreich-Spanien, die Reformierten zu der französisch-venezianischen Partei. Fremde Agenten bearbeiteten mit Geld und

guten Worten die Räte in den verschiedenen Gemeinden so lange, bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Land einer völligen Anarchie anheim fiel, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit restlos erstickte. Als der dreißigjährige Krieg ausbrach, befand sich Graubünden im Zustand einer jammervollen Hilflosigkeit und Zwietracht.

Im Weltlin, wo meist frühere Böblinge der helvetischen Schule von Mailand die katholische Seelsorge ausübten, verband sich mit dem Haß gegen die Evangelischen die Todfeindschaft gegen die bündnerischen Bögte, denen um Geld alles feil war. Um der Herren sowohl, als auch der Reizer loszuwerden, entwarf Robustelli den Plan zu einem Massenmord. Im Dunkel der Nacht

überfielen die Verschworenen 1620 die Reformierten im Städtchen Tirano, erschossen und erdrosselten Männer und Weiber, drangen mordend in die benachbarten Dörfer ein und brachten binnen zwei Wochen 400 Personen ums Leben. Nach diesem schauerlichen Mord erschienen spanische Truppen im Weltlin, österreichische im Münstertal. Ein Schrecken fuhr durch die neugläubigen Bündner Täler bis hinaus nach Zürich und Bern. Die grauenhafte Tat verlangte Sühne. Die beiden reformierten Vororte sandten 3000 Mann ins Weltlin, die jedoch bei Tirano in einen Hinterhalt gerieten und nach schweren Verlusten sich zurückziehen mußten. Die spanisch gesinnten Katholiken des oberen oder grauen Bundes, als deren Haupt Pompejus Planta galt, machten kein Hehl aus ihrer Freude über die Niederlage und standen für die Sache von Spanien und Österreich ein. Da überfiel der fünfundzwanzigjährige Fürst Jenatsch mit einem Häuflein Verschwörer den Pompejus Planta auf seinem Schlosse Rietberg im Domleschg und erschlug ihn. Unter den Augen seiner Tochter Lucrezia rissen ihm die Mörder Herz und Eingeweide aus dem Leibe.

Fürst Jenatsch hatte in Zürich und Basel studiert und die Pfarrei Scharans bei Thusis übernommen. Bald nach seinem Amtsantritt stürzte er sich in die hochgehenden Wogen der Politik und bekämpfte mit der ganzen Wucht seiner Leidenschaft die Planta, die er als Anhänger der spanischen Herrschaft tödlich hasste. Weil ihn der Priesterrock daran hinderte, zog er ihn aus.

Nach der Bluttat auf Rietberg brachen die trübssten Zeiten über das unglückliche Land herein. Österreichische Truppen überfluteten das Engadin, Davos, Prättigau und ersticken mit ihren Spießen jeden Widerstand. Jenatsch und seine Freunde mußten die Heimat verlassen. Eine furchtbare Hungersnot brach aus, und die Bewohner der Täler fristeten einen Winter lang das Leben mit gefrorenen Rüben und gekochtem Heu.

Als Österreich auf andern Kriegsschauplätzen geschlagen wurde, zog es seine Truppen aus Graubünden zurück, behielt aber das Weltlin in festem Besitz. Nun griffen die Franzosen ein. Um zu verhindern, daß der Kaiser und Spa-

nien durch das Weltlin sich die Hände reichten, sandte der französische Minister Richelieu den Herzog Rohan mit dem Auftrag ins Land der Rätier, das Weltlin zu erobern. Rohan war ein berühmter Hugenottenführer, ein liebenswürdiger Menschenfreund und genialer Feldherr. Noch heute haben seine Grundsätze über die Kriegsführung im Gebirge ihre Geltung. Mit bewundernswerter Raschheit riß er das Weltlin an sich, wobei ihm Jenatsch wertvolle Dienste leistete.

Groß waren der Schmerz und die Überraschung der Bündner, als sie merkten, daß Frankreich keine Miene machte, das Weltlin herauszugeben. Das war nicht der Fehler Rohans, denn er bestürzte den König und Richelieu mit Denkschriften und Briefen und prophezeite einen schlimmen Ausgang, wenn das Weltlin französisch bleibe. Der König fehrte sich nicht daran.

Da bildete sich in Bünden eine französischfeindliche Gruppe. Jenatsch, dem nichts höher galt, als ein freies Vaterland, täuschte den guten Herzog Rohan, indem er ihm Freundschaft heuchelte und hinter seinem Rücken mit Österreich und Spanien verräterische Unterhandlungen einfädelte. Um rascher ans Ziel zu gelangen, entsagte er sogar seinem evangelischen Glauben. Im Jahre 1637 erfolgte der Aufstand gegen den Herzog. Von allen Seiten bedrängt, verließ er bewegten Herzens das Land, das seine Soldaten gerne, ihn aber ungern scheiden sah.

Nun war Bünden frei, Jenatsch am Ziele. Da brach das Verhängnis über ihn selber herein. Als er mit befreundeten Offizieren in Chur an einem Faschingsgelage teilnahm, erschien Rudolf, der Sohn des ermordeten Pompejus Planta, mit andern Vermummten im Saal. Planta ergriff die Hand des Obersten Jenatsch, wie um ihn zu begrüßen. Im selben Augenblick zerschmetterte eine Pistolenkugel die Wange des Obersten, ein Streich in den Nacken schlug ihn zu Boden, und mit Beilhieben wurde er getötet. Nach Dierauer will die Sage wissen, „daß sich unter dieser Bande Lucrezia, die Schwester des Rudolf Planta, heimlich befand; sie habe den Tag der Rache ersehnt und für denselben die Art aufbewahrt, mit welcher Jenatsch ihren Va-

ter erschlagen; vom Streiche eben dieses Instrumentes sei Jenatsch gefallen.“

Wenn Jenatsch auch nicht unverdient den traurigen Tod erlitt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sein abenteuerliches Leben in eine sturm bewegte Zeit fiel, und deshalb sagt Conrad Ferdinand Meyer in seinem Bündner-

roman: „In einem Stücf wenigstens überragt Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige, überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“

Johannes Jegerlehner

## Die Rungrüfe

Von Johann Jakob Jehli

Das Seitental steigt vom Rhein aus bis zu seinen hintersten Gehöften um 1400 Meter. Es ist in seiner langen Flucht von zwei Bergketten eingeschlossen. Es ist keilförmig, ohne Talsohle, so daß zuletzt der Fluß wildschäumend und mit donnerndem Getöse seinen Weg hindurch erzwingen muß. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte nur eine beschwerliche und gefährliche Säumerstraße bis zu den letzten Wohnstätten hinein und verband so fast alle die kleinen Ortschaften, die auf den Terrassen in der Mitte der rechten steilen Berglehne sich breitmachen.

Der Boden ist karg und gibt nichts freiwillig her als Wald und Biehweide. Nicht fett werden die Wiesen, und die Kartoffeln und Gerstenäcker sind bald gezählt. Die meisten Lebensmittel müssen daher von außen zugeführt werden. Das Holz, das die Gemeinden verkaufen können, wurde früher geflößt. Eine gefährliche Arbeit. Über die Flößer tranken gern den Schnaps, den die Holzhändler ihnen bisweilen bezahlten, um Courage zu machen.

Auf der linken, vordern Talseite liegt ein Bauerndorf tollkühn auf einer mehrere hundert Klafter hohen, zerklüfteten Felswand, die fast senkrecht zum Fluß niederfällt. Die Kirche befindet sich am äußersten Rand des Abgrundes, eine Erscheinung, die man in Graubünden nicht selten wahrnehmen kann. Das kleine Gotteshaus hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen.

An einer der Kirchwände bemerkte man eine Öffnung oder eine Vertiefung im Mauerwerk-

putz. In dieser Lücke der Wandverkleidung erblickt man einen Menschenkopf, eine alte Malerei. Wenn man nach dem Grund dieser Merkwürdigkeit im Dorfe frägt, bekommt man den erwünschten Bescheid.

Nach dem Uebertritt der Ortschaft zum Protestantismus zur Reformationszeit, wurde später einmal die Kirche einer Renovation unterzogen. Dabei wurden alte Malereien an den Mauern abgekratzt, übertüncht und zu gedeckt. Die Restaurierungsarbeiten wurden von italienischen Maurern ausgeführt. An erwähnter Wand befand sich ein Christusbild in natürlicher Größe. Auch dieses Gemälde sollte zugedeckt werden. Aber die welschen Maurer weigerten sich, dies zu tun. Auf vieles Zureden ließen sie sich dann ungern herbei, dem Befehl des despotischen Vorstehers und Kirchenpflegers Folge zu geben. Sie kratzten unwillig den alten Bewurf weg und hüllten das Bild mit Mörtel zu und verputzten die Stelle wie die übrige Mauer. Über den Kopf des Bildes ließen sie unberührt stehen. Als man die Lücke wahrnahm, reklamierte der unerbittliche Ortsvorsteher. Auch das Gesicht sollte verschwinden. Aber die Italiener weigerten sich jetzt entschieden, der Forderung nachzukommen. „Warum nicht?“ schrie der Vorsteher sie an. Die Antwort lautete bestimmt, sie würden das Kopfbild unter keinen Umständen abkratzen, noch viel weniger dem Heiland Mörtel ins Angesicht werfen. Es sei schon zu viel getan worden, indem sie den übrigen Körper am Gemälde zugedeckt und damit